



Immer mehr Paare leben lange zusammen, bevor sie heiraten. Sie wollen erst testen. Die Ehe wird dadurch nicht besser.  
Von Lydia Rosenfelder



Wem es um die Ehe geht, werden auch die größten Romantiker pragmatisch. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet“, lautet Friedrich Schillers in vielen Hochzeitsreden zitierter Ratschlag, „der Waln ist kurz, die Reu ist lang.“

Heute ist die Prüfung lang. Jahrelang. Vor der Ehe zusammenleben – das ist normal, absoluter Standard, niemand stellt das mehr in Frage. Höchstens Robert De Niro, der den zukünftigen Schwiegersohn in „Meine Braut, ihr Vater und ich“ allein und mit Überwachungskamera im Gästezimmer einquartiert.

Vor fünfzig Jahren war das noch anders, da sprach man von „wilder Ehe“, und die war nicht normal, sondern ein Abenteuer für die Verwegenern unter den Bohemiens. Erst seit den frühen Siebziger muss man nicht mehr heiraten, um eine Verbindung offiziell zu machen und gemeinsam ein Hotelzimmer buchen zu dürfen. Viele Paare denken zunächst gar nicht an die Ehe. Wer dann aber doch noch Hochzeit hält, fühlt sich abgesichert: Man weiß alles über den anderen und kann nicht mehr unangenehm überrascht werden.

Kohabitation nennen das die Soziologen: eine Ehe vor der Ehe. Man hakt die guten und die bösen Tage schon vorher ab, nimmt die Desillusionierung im Alltag vorweg. Talsovi hat diese Ernährung, die selbst glücklichen Paaren widerfährt, in „Anna Karenina“ beschrieben. Der Held Lewin lebt voller Leidenschaft und Idealismus: „Hatte er als Junggeselle bisweilen auf fremdes Eheleben geblickt, auf kleinräumigere Sorgen, Geizhals und Eifersucht, dann hatte er im Innern bloß verächtlich gelächelt.“ Sein eigenes Familienleben stellt er sich als „reinen Liebesgenuss“ vor. Als er dann, endlich, nach Jahren der Sehnsucht, seine Angebetete heiratet, „gestaltete sich stattdessen das Leben mit seiner Frau nicht nur auf keine be-

sondere Weise, im Gegenteil, es setzte sich gänzlich aus diesem niedrigen Kleinraum zusammen.“

Was wie eine Katastrophe klingt, ist Kern der Ehe: Sie fordert dazu heraus, den anderen durch alle Zumutungen des Alltags hindurch bedingungslos zu lieben. Aber wenn man, bevor man überhaupt heiratet, schon alle Krisen durchgemacht, alle Fehler des Partners erlebt und alle Kräfte geföhrt hat – wofür braucht man dann eigentlich noch das Eheversprechen?

Das voreheliche Zusammenleben soll eine Versicherung sein. Aber seit es Kohabitation gibt, werden die Ehen immer instabiler. Das kann man nicht nur in den Statistiken nachlesen, sondern auch in den Klatschspalten: Ein Hollywoodstar hat einmal gesagt, Prominenten würden morgens heiraten, damit sie sich abends wieder scheiden lassen können. Ob die Kohabitation zur Abwertung der Ehe beigetragen hat, darüber gibt es keine aussagekräftigen Untersuchungen. Erweisen ist bisher nur, dass Partnerschaften ohne Trauschein noch gefährlicher sind als solche mit Trauschein. Aber die Ehe wird nicht unbedingt besser, je länger man damit wartet. Wenn man jahrelang herausfinden muss, ob es der Richtige ist, kann es dann noch der Richtige sein? Am Ende stehen Punkte auf einer Checkliste, die dagegen sprechen oder auch dafür. Die Entscheidung zu heiraten ist dann kein von Gefühlen getragener, mutiger Willensakt mehr, sondern Ergebnis einer Abwägung. So arbeiten auch Datingportale automatisch abgleichend. Nur geht das dort schneller und effektiver.

Aber Liebe ist ohne Gewähr. Auch mit neun Jahren vorangegangener Kohabitation kann eine Ehe scheitern. So hat es ein Paar Anfang dreißig erlebt, das vor zwei Jahren heiratete, an einem verregneten Sommerwochenende. Beim Festessen im Kellergewölbe sprach der Bräutigam einige Worte. Er erzählte,

wie er seine Frau vor einem Jahrzehnt kennengelernt hatte und bald zu ihr zog. Sie passen gut zusammen, interessierten sich für dieselben Sachen. Dann, sagte er, hatten sie schließlich beschlossen zu heiraten. Auch wegen der Steuer. Die Hochzeitsgesellschaft kicherte, man erhob die Gläser, Tränen flossen keine. Zwei Jahre später zog er aus. Es gab keinen großen Krach. Das Eheleben klickte nicht. Und während im Freundeskreis fast alle anderen schwanger wurden, spürten die beiden ihre Unlust, miteinander eine Familie zu gründen. Auf dem neuen Level der Verbindlichkeit fühlte sich plötzlich vieles falsch an. Sie mussten erst heiraten, um sich endlich zu trennen.

Man darf die Ehe nicht unterschätzen. Sie ist mehr als ein bürokratischer Akt, und sie entwickelt eine Eigen Dynamik. Sie verstrickt alles, was in einer Beziehung angelegt ist. Das Gute wie das Schlechte.

Eine Studie von 2007 hat untersucht, warum Paare in Deutschland zusammenwohnen. Die Hälfte der Befragten nannte Vermögensgründe, zum Beispiel das Sparen von Miete. Ein Drittel gab an, dass sich das Zusammenleben „so ergeben“ habe. „Sliding, not deciding“ heißt das in der Forschung: Man gleitet in das Zusammenleben hinein, weil es so praktisch ist. Wohnt man erst mal unter einem Dach, trennt man sich nicht so leicht. Aus dem Gewohnen ausbrechen kostet Kraft und Geld. Und dann wird halt irgendwann auch noch geheiratet.

Heute versteht man die Ehe nicht mehr als großen Einschnitt im Leben, der alles verändert. Die Ehe ist ein Sahnehäubchen, was Nettes obendrauf. So hat es Christoph Uhl beobachtet, ein Paartherapeut in Berlin: „Manche Paare sehen es so: Jetzt gucken wir mal, was wir noch rauslösen können für unsere Partnerschaft.“ Ehen würden heute üblicherweise nach fünf, sechs, sieben Jahren des Zusammenlebens geschlossen, beide Partner hätten schon früh eine vage

Idee gehabt, einmal zu heiraten. Schwierig werde es dann, wenn die Ehe ein Problem lösen soll, etwa dass man sich aus einandergeliebt hat. „Man hofft auf ein kleines Wunder.“

Es ist paradox. Gerade in einer Zeit, in der die Ehe ihre religiöse Funktion als Bündnis vor Gott fast verloren hat, muss sie immer mehr Sinn stiften. Friher hat man Kinder zusammen großgezogen, den Alltag bewältigt, und sonntags ging die Familie in die Kirche. Das musste genügen. Heute sind die Ansprüche an eine Partnerschaft sehr hoch. Sie muss Halt geben, Leere füllen.

Zum Glück schaffen es immer noch viele und werden gemeinsam alt. Dabei kommt es nicht darauf an, wie lange die Testphase gedauert hat. Viel wichtiger ist, dass man wirklich an die Ehe glaubt. Jürgen Liminski zum Beispiel hatte keine Kohabitation nötig. Er ist Geschäftsführer des Instituts für Demographie, Allgemeinwohl und Familie, wo er sich damit beschäftigt, warum Ehen und Familien in Deutschland kaputtgehen. Er gibt der Politik die Schuld, der die Ehe nicht mehr viel bedeute. Liminski hat seine Frau, eine Französin, sehr früh kennengelernt, während einer Abiturfahrt nach Nantes. Es folgten Jahre der Entbehrung, er war bei der Bundeswehr und studierte in Spanien, sie machte eine Ausbildung als Lehrerin, sie schrieben einander Briefe. Nach zweieinhalb Jahren heirateten sie. Und zogen dann zusammen. Wir fanden es schön, gemeinsam etwas aufzubauen. Eine Probezeit war nicht notwendig. Wir sind beide gläubig, für uns war selbstverständlich: Die Ehe ist für immer.“ Wir gucken mal, ob – diese Haltung raube der Ehe jeden Zauber. „Da kann man noch so viele Kerzen aufstellen, das ändert nichts daran, dass man dem anderen nicht voll vertraut.“ Heute sind sie seit über vierzig Jahren glücklich verheiratet, haben zehn Kinder und eine wachsende Enkelstube.